

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 203 (1924)

Artikel: Robertlis Heimweg
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Robertlis Heimweg.

Erzählung von Johanna Siebel.

Die Mutter hatte den kleinen siebenjährigen Robert in das benachbarte Dorf geschickt, um beim Bäcker ein großes weißes Brot zu holen. Sie erwartete Besuch zum Kaffee; Tante Frida wollte mit dem vierjährigen Anneli kommen. Robert war nach dem Mittagessen fortgegangen, hatte vor dem Einkauf des Brotes noch etwas mit den Dorfsjungen am Brunnen gespielt, auf der Brunnenröhre gesessen, gespritzt und sich anspritzen lassen. Nun befand er sich mit dem schönen braunglänzenden Brot auf dem Heimweg und hielt es unter dem Arm an sein blauleinernes Kittelchen gepreßt. Der Tag war voller Sonne, der Frühlingswind fächelte, auf den Wiesen blühte und sprühte der gelbe Löwenzahn in tausend und abertausend runden strahlenden Sternen, in den zartbelaubten Bäumen zwitscherten und sangen die Vögel, und den kleinen Robert dünkte das Leben wunderschön. Er pffif und jubelte mit den Sängern in den Zweigen um die Wette: „Fideri, fideri, fiderallala, fideri, fideri, fidera!“

Dabei noch er von Zeit zu Zeit an das köstlich duftende frische Brot. Wie der Weg nun bergan ging, stieg dem Jungen der Brotgeruch besonders gut und verlockend in die Nase. Gar zu gerne hätte er sich von der knusperigen Kruste ein bischen abgeklaut. Um der Versuchung zu widerstehen, sang er noch lauter und kräftiger. Dabei fühlten seine Finger immer wieder über die Stellen, wo die Brotkruste in schönen braunglänzenden Blasen sich emporgewölbt. Einmal blieb ihm über dem Fühlen wie zufällig ein Stückchen zwischen den Fingern hängen. Mit aufseufzendem Wohlbehagen schob sich Robert dieses Stückchen in den Mund. Während ihm der ersehnte Genuß langsam auf der Zunge zerging, wohl-schmeckend wie ein allerfeinstes Gutz, schielte der Bub mit lüsterndem Auge an dem Brot entlang, ob nicht an einer weitem Stelle die Kruste desgleichen so locker und knusperig sei, daß sie wieder wie von selber, wenn man nur ein bischen derber dran drückte, sich loslöste. Als sich ihm keine günstige Angriffs-gelegenheit zeigte, drängte Robert geschickt die kleinen dicken Bubensfinger unter die aufgeplatzte Blase und hob säuberlich und mit Bedacht ein ansehnliches Stück der Kruste ab. Wieder lief dem Buben das Wasser im Munde zusammen, als er sich den duftenden Bissen zwischen die Lippen schob. Der kleine Robert war jetzt ganz ehrlich vor sich selbst, und sagte sich nicht mehr zur eigenen Entschuldigung, daß sich die Brotrinde allein und nur zufällig löse. Er hätte das ganze Brot essen können, so über die Maßen gut dünkte es ihn. In seinem Eifer, der vor lauter Genießen keinerlei Bedenken aufkommen ließ, merkte er gar nicht, wieviel er schon von der braunen Kruste abgeprengt hatte, und daß von der zartgelben inneren Hülle ein großes Stück hervorkam.

Auf einmal indessen entdeckte Robertli doch den angerichteten Schaden und wurde förmlich betroffen

davon. Er konnte es gar nicht glauben, daß die Versuchung ihn derart überwältigt hatte und war plötzlich voller Angst und Sorge. Was würde auch die Mutter sagen, wenn sie das verunstaltete Brot sah? Es erinnerte den kleinen Buben jetzt in der Tat sehr an das gefleckte Fell des Tigers in seinem Bilderbuch. Roberts Gewissen wurde mit jedem Schritt schwerer und unruhiger; was war er doch für ein böser Junge, daß er seiner Mutter immer wieder Leid und Aerger verursachte! Was hatte er schon alles an Kummernissen und Versuchungen ausstehen müssen auf diesen Rückwegen vom Dorfe, wo er für die Mutter und den Haushalt die Besorgungen machen mußte, bis hin zum Elternhause, dem kleinen Sägewerk oben im Tal am Bach. Es war wirklich bei aller Freude manchmal zum Verzweifeln, wie es Robert in den Fingern zwackte und zwackte, bis sie trotz aller guten Vorsätze ans Naschen und Stie-bizen gerieten.

Das frische Brot vom Bäcker dünkte Robertli einfach besser, als das oft Wochen alte, welches die Mutter daheim selber backt, und die Bauernwürst vom Metzger Zünd im Dorf kam ihm auch eingestandener Maßen saftiger vor als der geräucherte Speck zu Hause.

In seiner Reue und Verzweiflung über den dem Brot zugefügten sichtbaren Schaden kam Robert ein Erlebnis in den Sinn, welches er als fünfjähriger Bub gehabt. Damals hatte die Mutter ihn geschickt, eine Würst zu holen. Der kleine Junge hatte zuerst wie unbewußt mit den Fingerchen oben an der Würst gehohrt, bis ein schmales Loch entstanden war. Durch dieses Loch hatte er sich auf jenem Heimweg unter der Würsthaut immer wieder einen winzigen rosigen Leckerbissen hervorgeholt und in den Mund geschoben. Weil Robert damals noch so dumm war, hatte er wahrhaftig gemeint, seine gescheite Mutter werde unter der unbeschädigten Würsthaut den Schaden nicht entdecken. Aber als er dann den unverhüllten Kummer der Mutter gesehen, war Robert eigentlich fest entschlossen gewesen, nie mehr in seinem ganzen Leben etwas so Böses und Unrechtes zu tun. Die Mutter war über seine Schlaueit und Naschhaftigkeit ganz unglücklich geworden und hatte gesagt: „Ich gebe dir doch von allem, Robertli, und du hast so ein schönes ungeforgtes Leben, warum mußt du dir denn so listig Sachen nehmen, die für andere bestimmt sind? Wer sich als Kind nicht beherrschen lernt, aus dem wird, wenn er größer wird, einmal etwas ganz Schlimmes, ein Dieb oder noch etwas Aergeres. Jetzt kannst du dich bei der Tagelöhnerin entschuldigen, ihr hast du die Würst weggenascht. Sieh, Robertli, jetzt müssen wir uns beide vor der guten rechtschaffenen Frau schämen!“ Der Mutter war das Schluchzen in die Kehle gestiegen und sie hatte sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen abgepußt.

In diesem Augenblick, als Robertli in völliger Zerknirschung dagestanden und nahe daran gewesen war, mit der Mutter gemeinsam zu weinen, war der Vater aus der Säge gekommen. Als er den Sachverhalt gehört, hatte er der Mutter begütigend auf die Schulter geklopft und mit seiner guten Stimme tröstend gesagt: „Das mußt du nicht so schwer nehmen, Muetli, desgleichen kann auch einem braven und lieben Kind einmal passieren, es muß sich solche Sachen nur nicht zur Gewohnheit machen. Deshalb wird aus unserm Robertli doch ein aufrechter Bursche, an dem alle Menschen Freude haben sollen!“

Er hatte seinem Buben die Hand unter das Kinn gelegt und ihm den gesenkten Kopf emporgerichtet zu seinen klaren Augen: „Immer die Stirne hoch, Robert,“ hatte der Vater gesagt, „und kein Duckmäuser sein; und wenn einer bedacht oder unbedacht einmal ein Unrecht begangen und sich und andern dadurch Kummer bereitet hat, dann sorgt er, daß er seinen Fehler bei nächster Gelegenheit durch eine brave und rechte Tat wieder gut macht. Nun spring' und trage der Mutter Holz in die Küche. Zeig' ihr, daß du helfen und nützen kannst und daß auf dich ein Verlaß ist!“ —

In seiner Herzensnot mußte Robert an diesen Vorfall denken, als er mit seinem so böse zugerichteten abgeknusperten Brot heute heimwärts trottete. Wie schmähsch hatte er von neuem das Vertrauen von Vater und Mutter getäuscht! Warum mußte die Reue immer zu spät kommen? Warum konnte er das Brot nicht wieder säuberlich ganz machen? Immer wieder betrachtete er bekümmert den angerichteten Schaden, besah das Brot von allen Seiten und dachte an die Mutter, deren Traurigkeit und die zu erwartenden Vorwürfe.

Ach! wenn er ihr nur schnell durch eine gute Tat den Beweis geben könnte, daß er doch nicht ein so schwacher, schlechter Bub sei, wie es jetzt den Anschein hatte!

Nun erblickte er bei der nächsten Wegbiegung schon sein freundliches Elternhaus, das „Sägli“, vor sich, und die Fenster mit den fröhlichen Blumen winkten ihm ein helles Willkommen zu. Dem kleinen Buben wurde das Herz immer schwerer. Was wür-

den auch Tante Frida und das lustige vierjährige Anneli sagen, wenn sie das Brot erblickten, das er eigens für ihren Besuch hatte holen müssen?

Immer weniger konnte Robert seine Schwäche begreifen, und seine Füße wollten ihn kaum noch vorwärts tragen. Der blaue Frühlingstag hatte für ihn sein Leuchten verloren und sein „Fideri, fidera, fiderallala“ war ihm gründlich vergangen. Am liebsten hätte er sich dort beim glitzernden Bach auf die Böschung gesetzt und wäre dort sitzen geblieben; er getraute sich nicht weiter zu gehen. Sicher, aus ihm würde seiner Lebtag nie etwas Rechtes, ein so un-

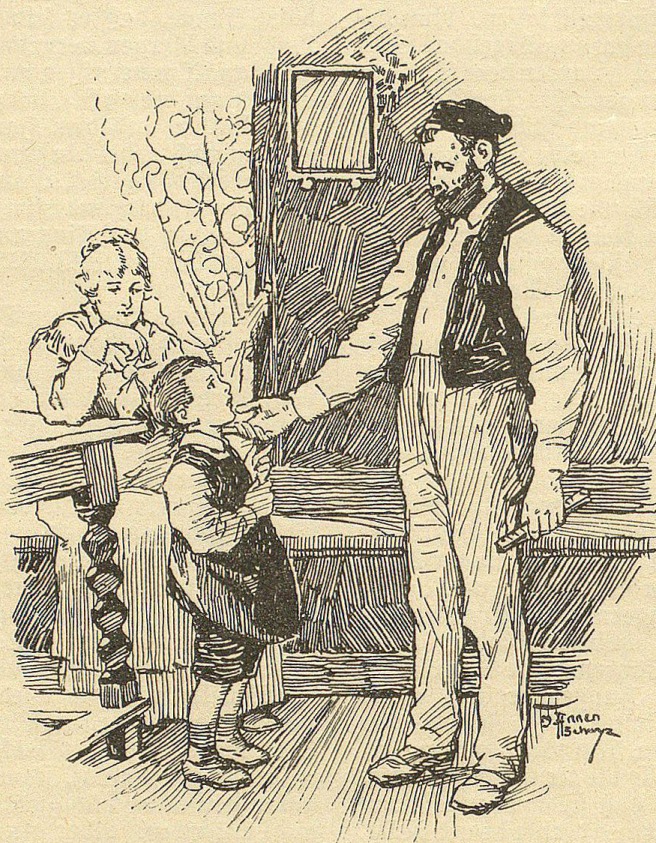
zuverlässiger, nach jedem Leckerbissen gieriger Bub wie er war, der keine Selbstbeherrschung und keinen rechten Gehorsam kannte.

Als Robertli so trübselig hinausstarre, sah er das Anneli, das wohl inzwischen mit seiner Mutter zum Besuch eingetroffen war, am Wiesenrand in selbigem Versunkensein sich einen Blumenstrauß pflücken, goldgelbe Sönnlein vom Löwenzahn, Margritli und Vergißmeinnicht. Anneli war so dem Pflücken hingegeben, daß es Robert gar nicht bemerkte. Mit seinen blonden Locken selber wie ein lichtstrahliges Blümlein, bewegte es sich leise in der blühenden Wiese hin und her. Nun strebte es dem Bache zu, wo die blauesten und schönsten Vergißmeinnicht wuchsen.

Auf einmal riß das Robertli seine trüben Augen weit auf. Das

Anneli mußte auf dem abschüssigen Bord ausgeglitscht sein, es tat plötzlich einen durchdringenden marterschütternden Schrei und rutschte die Böschung am Bachrand hinunter. Es wollte sich halten an den schwankenden Gräsern; alle seine leuchtenden Blumen entfielen den angstvoll zuckenden, greifenden Händchen, aber nirgends vermochte das Kind Halt zu finden, und nun lag es völlig verzweifelt, weinend und rufend im Wasser.

„Ich komme, Anneli, ich komme!“ rief Robertli aus Leibeskräften; „mußt nicht Angst haben, Anneli, ich helfe dir, ich ziehe dich heraus!“ Er legte hastig das Brot auf die Wiese, und während er mit raschen Schritten vorwärts sprang, entledigte er sich seines Kittelhens, um freier zu sein. Und nun stand er auch schon im Bach und griff nach dem Anneli,



das von den eilig drängenden Wellen bereits zu Boden gerissen worden war, und dessen Köpfchen mit dem angstverzerrten Gesicht sich nur mühsam noch gegen das glucksende rauschende Wasser wehrte.

Robertli umfaßte das Kind mit seinen kleinen, starken Armen ganz fest; er stemmte sich mit aller Kraft gegen die Wellen, und obgleich ihm das Wasser bis an die Brust ging, so vermochte er doch mit einer schier übernatürlichen Willensanstrengung der Gewalt des treibenden Wassers standzuhalten. In dem kleinen siebenjährigen Bubem war urplötzlich die Tatkraft und Ueberlegung eines Mannes. Robert wußte ganz genau, daß er mit Anneli in großer Gefahr war. Wenn es ihm jetzt nicht gelang, aufrecht zu bleiben und standzuhalten, so konnten sie beide ertrinken. Wie ein Blitz durchzuckten ihn in diesem Augenblick des Vaters Worte: Durch eine rechte brave Tat macht man ein Unrecht wieder gut. Wenn er das Anneli rettete, würde die Mutter ihm wegen des verschandelten Brotes keine Vorwürfe machen. Sicher, dies war die Tat, die ihm zur Sühne gereichte. Nun würde seine Mutter sehen, daß das Gute stärker in ihm war, als das Schwächliche.

Roberts Gesicht wurde dunkelrot vor Anstrengung. Alle seine Muskeln strafften sich, und so zog er das schwere, blasse Anneli ans Ufer und auf die Wiese.

Da kamen auch die beiden Mütter über die Matte gerannt, die der Kinder Hilfschreie gehört. „Um Gottes willen!“ riefen sie, als sie die nassen zitternden Kinder erblickten, „was ist geschehen?“

Robert berichtete; jetzt, nachdem die Tat vollbracht, übermannte ihn die Aufregung, und er konnte nur unter Schluchzen, stoßweise den Hergang erzählen. Annelis Mutter hatte ihr todtbleiches, beben- des, tropfendes Kind auf den Arm genommen und streichelte Roberts glühende, tränenfeuchte Wangen. „Bist ein Tapferer, Robertli; wie ein Großer hast du gehandelt; recht ein Schützenglein bist du dem Anneli gewesen.“

Roberts Schluchzen wurde sanfter; er deutete auf das unweit in der Wiese liegende Brot und schmiegte sich dichter an seine Mutter: „Ich habe die Brottrinde wieder abgeklaut, Mutter“, bekannte er; „aber das

verspreche ich dir, von jetzt an kommt so etwas nicht mehr vor. Gell, Mutter, du wirst diesmal nicht böse und traurig sein; ich habe das Unrecht nach des Vaters Rat gut machen wollen, indem ich das Anneli rettete. Gell, Mutter, aus mir kann doch noch etwas Rechtes werden?“

Der Mutter wurde es merkwürdig eng im Halse bei Roberts Worten. „Bist mein lieber Bub!“ sagte sie innig, „bist mein Schatz und meine Hoffnung!“ Sie nahm das Brot und Roberts Kittel: „Run kommt nur schnell ins Haus, wir wollen euch schnell trockene Sachen anziehen. Und dann wollen wir

Kaffee trinken; er steht schon auf dem Tisch; wir haben nur auf dich und das weiße Brot gewartet, Robertli!“

Tante Frida hatte Roberts Bekenntnis gehört, und weil das Anneli schon wieder lächelte in ihren Armen, wie ein verregnetes Blümlein, das die warme Sonne zu neuer Lebensfreude streichelt, so lächelte Tante Frida auch ihr sonnenfrohes Lächeln und sagte gutmütig: „Weißt du, Robertli, ich habe das als Kind ebenfalls so gehabt, daß mich die frische Brottrinde so über die Maßen gelustig machte. Das geht noch manchmal Erwachsenen so. Darum quäle und gräme dich nicht weiter. Geschäh' nichts Böseres! Dein Brot soll uns heute ohne die tadellose Kruste

dennoch prächtig schmecken. Wir wird jedenfalls nie ein Brot besser gemundet haben! Ein rechtes Dankemahl wollen wir halten, Robertli. Ich habe eine frische Honigwabe mitgebracht. Ein Bub wie du wird nach so einem Heimweg einen wahrhaften Hunger verspüren. Für die Rettung vom Anneli aber verdienstest du eine Rettungsmedaille. Ja, Robertli ich bin völlig sicher, daß aus dir ganz bestimmt etwas Tüchtiges wird. Da braucht niemand Angst zu haben. An dir wird man Freude erleben!“

Robert bekam mit einem Male wieder seine hellen glänzenden Bubenauge; er tat einen Freuden- sprung und jauchzte: „Hast du es gehört, Mutter? Honigwabe und Rettungsmedaille! Und aus mir wird ganz bestimmt etwas! Tante Frida hat es gesagt. Juhu! Was Tante Frida sagt, muß gelten. Mein ganzes Leben will ich an diesen Heimweg denken! Fideri, fideri, fidera!“



Wenn man dir ein Geheimnis anvertraut, lasse es dir zur Warnung dienen und behalte das deine für dich.



Wer einen Götzen anbetet, darf nicht dem Götzen die Schuld beimessen, wenn er nicht erhört wird. Lisa Wenger.